

Einzelne Kapitel in Bearbeitung

Ein ruhiger Morgen in Schnaitbach

Es war ein ungewöhnlich ruhiger Morgen in Schnaitbach, als Emmi die Wohnung ihrer langjährigen Freundin Annemarie betrat. Wie an jedem anderen Tag wollte sie ihr das Frühstück zubereiten, doch die Stille in den Räumen fühlte sich diesmal anders an.

Als sie ins Schlafzimmer ging, um Annemarie zu wecken, fand sie sie leblos im Bett. Sie war für immer gegangen, offenbar ohne Schmerz, mit einem friedlichen Lächeln auf den Lippen. Emmi stand regungslos vor ihrem Bett und langsam füllten sich ihre Augen mit Tränen.

„Freu dich mit mir“, hatte Annemarie oft gesagt, „wenn mein Wunsch eines Tages in Erfüllung gehen sollte.“

Das Thema Tod war zwischen den beiden in den letzten Jahren zur Genüge angesprochen worden, insbesondere, da Annemarie niemanden hatte, dem sie vertrauen konnte. Sie hatte so einige Geheimnisse, die sie nur lüften wollte, wenn sie tot war. Emmi hätte sich zu Lebzeiten bestimmt geweigert, wenn sie mit den Hintergründen konfrontiert geworden wäre.

Ihr Blick fiel auf die kleine Vase auf dem Nachttisch, in der eine silberne Rose steckte. Anne hatte sie mit Gießharz versiegelt, weil sie eine Botschaft in ihr verbarg.

„Wenn ich gestorben bin, musst du die kleine Vase zerschlagen, mach das sofort, später wirst du vielleicht keine Gelegenheit mehr dazu haben“, hatte Anne ihr unmissverständlich eingetrichtert. „In der Vase ist eine Botschaft für dich, was du

unbedingt erledigen musst.“

Dass Annemarie ein Geheimnis mit sich trug, hatte Emmi immer geahnt. Nun, da sie die verschlossene Vase anstarrte, hoffte sie, dass deren Inhalt zumindest Licht ins Dunkel bringen würde.

Entschlossen nahm sie das Gefäß, ging ins Badezimmer, wickelte es fest in ein Handtuch und schlug es mit einem kräftigen Hieb gegen die gusseiserne Badewanne.

Ein dumpfer Gong hallte durch das Haus, lauter, als sie vermutet hatte, wie eine alte Kirchenglocke, die einen Sprung hatte. Inmitten der Scherben lag ein zusammengerollter Zettel. Mit einem unguten Gefühl hob sie ihn vorsichtig auf, atmete tief durch und entrollte das Papier.

Statt des erhofften Briefes fand sie nur eine knappe Anweisung. Typisch Anne. Emmi konnte sich ein leichtes Lächeln nicht verkneifen.

„Du verrücktes Huhn“, murmelte sie. „Selbst jetzt willst du noch ein Spiel mit mir spielen.“

Auf dem Zettel stand, dass Annemarie auf dem Friedhof ein Geschenk für sie vergraben hatte, als Dank für all die Jahre der Fürsorge und Freundschaft. Es folgte eine präzise Beschreibung mit einer kleinen Skizze. Zudem wies Anne sie an, für den Heimweg unbedingt ihren Einkaufstrolley mitzunehmen. Emmi las den Satz zweimal, ungläubig.

„Was hast du dir da wieder ausgedacht“, kam es ihr über die Lippen.

Annemarie war Kriegswitwe. Ihr Mann Wilhelm ist 1944 im

Russlandfeldzug in der Nähe von Minsk gefallen und galt seither als verschollen. Wie viele Frauen in ihrer Lage hatte sie ein leeres Grab auf dem Friedhof angelegt, um ihre Trauer zu bewältigen. Sogar ihren eigenen Namen hatte sie bereits eingravieren lassen, mitsamt dem Geburtsdatum. Für das Sterbejahr war eine „19“ in den Stein gemeißelt worden, ein längeres Leben war für sie damals undenkbar gewesen.

Die Vorstellung, etwas in einem Grab zu verbergen, widerstrebte Emmi sehr, für sie war der Friedhof ein geweihter Ort. Aber das jetzt ausdiskutieren war ja nun wohl sinnlos.

Sie machte sich an die Arbeit, schüttelte das Handtuch aus und säuberte die Badewanne sorgfältig von den Scherben. Sie nahm die alte Zigarrenkiste aus dem Küchenbüfett, in der Annemarie private Bilder und Dokumente aufbewahrte.

„Falls sich irgendwann jemand aus meiner Familie dafür interessieren sollte, nimm sie mit, bevor sie auf dem Müll landen“, hatte Anne sie angewiesen.

Emmi verstaute die Kiste im Einkaufskorb und legte die in Toilettenpapier gewickelten Scherben obendrauf.

Da Annemarie kein Telefon besaß, musste Emmi das Haus verlassen. Sie beschloss, zuerst nach Hause zu gehen, um den Korb sicher abzustellen, und danach das Pfarramt aufzusuchen.

Das Allerwichtigste war ihr das Läuten des Totenglöckchens. Sie glaubte fest daran, dass dessen Klang Annemaries Seele den Weg weisen würde. Dass Annemarie über solche Dinge anders dachte, störte sie nicht, schließlich konnte sie ihr ja nicht mehr dazwischenquatschen.

Das Pfarramt.

Als Emmi das Pfarramt betrat, schlug ihr im dunklen Flur ein modriger Geruch entgegen. Das Pfarrhaus war dreihundert Jahre alt und der gepflegteste Altbau der Gemeinde, ein untrügliches Zeichen dafür, dass das Geschäft mit dem Ablass der Sünden noch immer florierte und ein Maßstab dafür war, wie viele Sünder diesen Service immer noch in Anspruch nahmen.

Im Flur spiegelten die ungleichen Schieferbodenplatten das matte Licht wider, das durch die Butzenscheiben des hinteren Ausgangs zum Garten fiel. Sie strahlten klamme Feuchtigkeit aus.

Als sich ihre Augen an das Dunkel gewöhnt hatten und sie sich umsah, erschrak sie heftig. In einer Nische hinter ihr stand eine lebensgroße Figur, das Gesicht schmerzverzerrt, von Pfeilen durchbohrt, flehend zum Himmel blickend, an einen Baumstumpf gefesselt.

Panisch riss sie die nächstgelegene Tür auf und stolperte hinein. Zwei Augenpaare mit großen, runden Brillengläsern starrten hinter ihren Bildschirmen Emmi vorwurfsvoll an. Ihr wurde bewusst, dass sie nicht angeklopft hatte, was unverzeihlich war.

Die Sekretärin räusperte sich pikiert und fragte in einem herablassenden Ton „Kann ich etwas für Sie tun?“

„Ich möchte den Tod von Annemarie Seifert melden. Sie ist heute Morgen verstorben“, brachte Emmi eingeschüchtert hervor.

„Haben Sie den Todesfall schon anderweitig angezeigt? Polizei, Gemeinde, Hausarzt?“

„Nein. Das Wichtigste ist mir, dass das Totenglöckchen geläutet

wird. Ihre Seele wartet schließlich darauf!“

Die Sekretärin tauschte einen amüsierten Blick mit der Haushälterin, ehe sie sich wieder zu Emmi wandte.

„Einen Augenblick wird sich die Seele wohl noch gedulden müssen. Wir können die Totenglocke nicht einfach so läuten, bevor die Formalitäten nicht geklärt sind.“

Emmi hatte auf ein Wort der Anteilnahme gehofft, doch vergebens. Annemarie war zwar katholisch, aber keine Kirchgängerin gewesen. Ihre einzige Begegnung mit dem Pfarrer lag Jahre zurück, an ihrem siebzigsten Geburtstag. Er war damals pflichtschuldig vor ihrer Tür gestanden, um zu gratulieren, dabei hatte er Broschüren von allerlei wohltätigen Organisationen in der Hand.

Anne hatte ihm knapp gedankt, doch als er wie ein Hotelpage, der auf sein Trinkgeld wartet, im Rahmen stehen blieb, hatte sie ihm die Tür einfach vor der Nase zugeschlagen.

Das war Annemarie gewesen, kurz und direkt auf den Punkt. Scheinheiligkeit konnte sie nicht ausstehen.

Emmi machte sich auf den Rückweg zu Annemaries Wohnung. Unterwegs hörte sie endlich das ersehnte Totenglöckchen. Sie blieb stehen, bekreuzigte sich und betete andächtig ein Ave Maria. Ein Anruf beim Hausarzt hatte Emmi schließlich legitimiert und die Sekretärin wohlwollend gestimmt, Annemaries Seele nicht länger im Warteraum der Himmelspforte sitzen zu lassen.

Zurück in der Wohnung begann Emmi pflichtbewusst zu putzen und aufzuräumen. Es war ihr ein großes Bedürfnis, dass

Fremde keinen falschen Eindruck bekamen. Als Erster traf der Hausarzt ein.

„Sie ist friedli eingeschlafn“, flüsterte Emmi ihm zu, während er sich über die Verstorbene beugte. Tränen bahnten sich ihren Weg durch die tiefen Falten ihres Gesichts. „Der liebe Gott hat ihr den Wunsch erfüllt, im Schlaf gehn zu dürfn. I dank ihm dafür von ganzem Herzen, des können's mir fei glaum, Herr Dokder. werkli.“

Ihre Stimme brach und brachte nur noch unverständliche Wortfetzen hervor. Der Arzt, ein gebürtiger Westfale, der sich über die Jahre den fränkischen Dialekt angeeignet hatte, legte ihr tröstend den Arm auf die Schulter. „Kommen's, setzen's erna do in den Sessel nei“, sagte er sanft. „Ich geb erna jez a klein's Spritzerl, dann wird's scho wieder.“

Während Emmi unter der Wirkung der Injektion teilnahmslos in den Sessel sank, füllte sich die Wohnung mit fremden Stimmen. Schritte im Treppenhaus kündigten den Notarzt und die Polizei an. Annemarie war tot. Dass ihr Ableben ein folgenschweres Nachspiel haben würde, konnte sie nun nicht mehr verhindern.

Zuhause angekommen.

Es war ein schwerer Tag für Emmi. Als sie endlich in ihren eigenen vier Wänden ankam, holte sie die Einsamkeit ein. Ihr wurde bewusst, dass sie ab jetzt allein war und keine Aufgabe mehr hatte, die sie ablenkte. Um sich zu beschäftigen, nahm sie die Zigarrenkiste aus dem Einkaufskorb und schüttete den Inhalt auf den Wohnzimmertisch.

Emmi war eine Frau von Prinzipien. Im Laufe der Jahrzehnte hätte sie oft genug die Gelegenheit gehabt, in Annemaries Sachen

herumzuschnüffeln, doch sie hatte es nie getan. Jetzt hatte sie die ausdrückliche Erlaubnis dazu.

Zwischen den Dokumenten lagen viele alte Fotografien. Einige davon kannte sie, weil Annemarie ihr in Gesprächen über die Vergangenheit erklärt hatte, wer darauf zu sehen war. Ihre Freundin hatte ein bewegtes Leben hinter sich. In der NS-Zeit privilegiert, nach dem Krieg schmerzlich gemieden.

Emmi nahm das erste Foto in die Hand. Es zeigte ein junges Paar vor einem gepflegten Haus, steif, distanziert und festlich gekleidet. Es waren Annemaries Eltern. Der Vater trug Jägerkleidung und Orden, die man nur sehr schwer zuordnen konnte. Alfred Auermann, hatte Annemarie einmal kühl und ohne jeden weiteren Kommentar gesagt. Ein hohes Tier bei der NSDAP. Mehr nicht, das Wort Vater kam ihr dabei nicht über die Lippen.

Das nächste Foto zeigte Annemarie selbst, in jungen Jahren, in einem hellen Sommerkleid. Sie lachte befreit, ein Lachen, das Emmi so an ihr nie gesehen hatte. Sie legte das Bild sachte beiseite.

Darunter lag Feldpost aus Russland. Die Handschrift des Ehemanns war fest, aufrecht und ohne jeden Schwung. Es war die Schrift eines Mannes, der nur aus Pflichtgefühl schrieb. Kein „Ich vermisse dich“, kein „Ich denke an dich.“ Nur nüchterne Berichte über das Wetter, die Kameraden und die militärischen Pflichten, Worte wie Posten auf einer Inventarliste.

Emmi las einen der Briefe zu Ende und faltete ihn wieder sorgsam zusammen. Er hatte sie nie geliebt. Aber sie hatte ihn sich auch nicht ausgesucht. Zwei junge Menschen, deren Vätern die eigene

Karriere wichtiger gewesen war als das Glück ihrer Kinder. Die einen hatten aus Gier gehandelt, die anderen zur Absicherung. Das Ergebnis war dasselbe, eine Ehe, die nur auf dem Papier existierte, und ein Leben voller Entbehrungen und Pflichterfüllung.

Annemarie hatte es gewusst, dass es keine Liebe war. Ob von Anfang an oder erst später, spielte keine Rolle mehr. Sie schwieg und nahm alles hin.

Die Briefe konnte sie nicht wegwerfen, obwohl sie kein einziges liebevolles Wort enthielten. Den gemeinsamen Sohn musste sie alleine großziehen und sich durch die harten Nachkriegsjahre kämpfen und sich das Versorgungsgeld erstreiten. Allein, wie so oft.

Dann stieß Emmi auf ein weiteres Bündel Briefe. Diese waren verschlossen, unfrankiert und adressiert an ihren Sohn, Alfred Seifert, mit einer Anschrift in Amerika. Emmi hielt den ersten Brief in den Händen, drehte ihn prüfend um und legte ihn wieder zurück. Sie beschloss, ihn nicht zu öffnen, sondern ihn ungeöffnet mit den anderen Dingen nach Amerika zu schicken.

Draußen läuteten bereits die Abendglocken. Emmi saß noch eine Zeit lang regungslos da, die Hände im Schoß, die geöffnete Kiste vor sich auf dem Tisch. In ihrem Kopf schwirrten die Erinnerungen daran, wie Annemarie nach dem Krieg ums nackte Überleben kämpfte. Als alleinerziehende Mutter und Witwe eines SS-Offiziers war sie von der Gemeinschaft gemieden worden und viele Neider labten sich an ihrem Schicksal.

1947 Auf dem Versorgungsamt

Auf den Ämtern saßen damals Beamte, die selbst keine weiße Weste besaßen und sich deshalb besonders darin hervortaten, ehemalige Parteiangehörige anzuschwärzen, um von der eigenen Vergangenheit abzulenken.

An einem bitterkalten Wintertag 1947, als Annemarie den Entschluss fasste, nicht mehr zu betteln und sämtliche Skrupel zur Seite schob, fuhr sie nach Nürnberg. Sie hatte noch einen Trumpf in der Hand, ihn auszuspielen kostete sie trotz allem erhebliche Überwindung aber es musste sein. Sie hatte im Versorgungsamt so einige Gesichter gesehen, die ihr nicht gänzlich unbekannt waren, einer Person davon wollte sie ihre besondere Aufmerksamkeit schenken, sie wollte sich nur noch vergewissern, um keiner Verwechslung zu unterliegen.

Als sie das Amt betrat, schlug ihr eine Wolke von nasser Wolle mit Kasernenduft und billigem Tabak entgegen. An den Wänden saßen die Bittsteller, viele in selbstgenähte Mäntel aus alten Armeedecken gehüllt, wie geprügelte Hunde, mit gedemütigtem Gesichtsausdruck, während hinter den Türen alte Schreibmaschinen klapperten.

Die Männer, die dort jetzt das Sagen hatten, trugen zwar keine Uniformen mehr, aber dieselbe selbstgerechte Arroganz wie eh und je. Sie spielten sich als die großen Saubermänner der neuen Zeit auf, besonders jene, die am schnellsten die Fahnen gewechselt hatten.

Als sich die Tür des inneren Büros öffnete, trat ein Mann heraus. Regierungsrat Meyer. Er strich sich den Rock glatt und blickte mit

herablassender Kälte auf die Wartenden.

Sein Blick traf Annemarie. Für den Bruchteil einer Sekunde fror sein Gesicht ein. Das feine Zittern seiner Mundwinkel entging ihr nicht. Er ist es, kein Zweifel, es war derselbe Mann, der noch fünf Jahre zuvor in glänzenden Stiefeln im Haus ihres Vaters ein und ausgegangen war, um sich für eine Beförderung in der Partei anzubiedern. Derselbe Mann, der Briefe mit glühenden Treuebekenntnissen unterzeichnet hatte, die nun vermutlich tief vergraben oder verbrannt waren. Aber nicht tief genug.

Annemarie stand auf. Sie ging nicht, sie schritt auf ihn zu.

„Herr Regierungsrat“, sagte sie, und ihre Stimme war so schneidend leise, dass Meyer unwillkürlich einen Schritt zurückwich. „Ich warte seit Wochen auf die Bewilligung meines Versorgungsgeldes. Man sagte mir, meine Akte müsste nochmals geprüft werden und das jetzt schon zum dritten Mal.“

Meyer fing sich schnell, bemüht, die bürokratische Distanz zu wahren. „Frau Seifert, Sie kennen die Bestimmungen. Die Überprüfungen der Spruchkammern sind streng. Die Vergangenheit Ihres Mannes muss gewissenhaft überprüft werden, wir können hier keine Ausnahmen machen. Das Gesetz verlangt eine weiße Weste.“

Annemarie lächelte nicht. Ihr Blick bohrte sich in seine Augen.

„Die weiße Weste“, wiederholte sie langsam, fast flüsternd, gerade laut genug, dass nur er es hören konnte.

„Eine wunderbare Metapher. Mein Vater hat immer gesagt, dass manche Westen den Schmutz der Vergangenheit nicht ganz

verbergen können. Er hat alle Dokumente und Gästelisten aus den Jahren '38 bis '44 in ein paar Ordnern aufbewahrt und er war darin sehr penibel, wenn Sie wissen, was ich damit meine, Herr Regierungsrat. Manche Handschriften verblassen eben nicht. Es wäre doch eine Schande, wenn diese Briefe bei der falschen Stelle landen, nur weil man mir hier das Überleben verweigert.“

Meyer wurde blass. Das Blut wich ihm so schlagartig aus den Wangen, dass der frisch rasierte Hals über dem Kragen dunkelrot anlief. Er verstand die Botschaft zwischen den Zeilen sofort. Sie drohte ihm nicht offen, sie stellte lediglich fest, wer hier wen in der Hand hatte. Wenn sie fiel, nahm sie ihn mit.

Er räusperte sich, strich sich nervös über die Stirn und wich ihrem Blick aus. „Nun...“, stammelte er, während er die Klinke seiner Bürotür suchte. „Möglicherweise liegt hier ein bürokratisches Missverständnis vor. Der Strom an Akten ist immens. Kommen Sie in vierzehn Tagen wieder, Frau Seifert. Ich werde mich der Sache persönlich annehmen.“

Als Annemarie den Flur verließ, hielt sie den Kopf aufrecht. Sie hatte nicht gebettelt. Sie hatte sich geholt, was sie zum Überleben brauchte, mit den einzigen Waffen, die man ihr gelassen hatte, dem Wissen um die Schuld der anderen.

Finest Road House.

Das Finest Road House an der Interstate Nr. 80 verdankte seine Ausstrahlung paradoxerweise seinem eigenen Verfall. Der Zustand war erbärmlich. Wie eine alte Filmkulisse stand das Rasthaus am Straßenrand, einsam und vergessen in der Wüste.

Seine Wiedergeburt verdankte es Emily, einer alleinerziehenden Mutter, die sich einen Traum erfüllen wollte.

Danach kamen die Touristenbusse, die auf ihren Touren durch die Wüste Nevadas Richtung San Francisco gerne hier eine Rast einlegten.

Reisebegleiter sprachen von einem geheimnisumwitterten Ort. In weiser Voraussicht erfanden sie Geschichten, um den jämmerlichen Zustand zu übertünchen. Absurde Erzählungen über Raubüberfälle, Drogenschmuggel und in der Wüste entsorgte Gangster. Die Mafia durfte dabei natürlich auch nicht fehlen. Es war ein psychologisches Ablenkungsmanöver. Ein alter Schuppen mit Geschichte wurde leichter akzeptiert und führte im Nachhinein bei der Beurteilung zu keinem negativen Ergebnis.

Emily hatte dieses Wrack in der Hoffnung gepachtet, ihre Kochkunst würde sie nicht scheitern lassen. Es hatte funktioniert, doch für Investitionen reichte es noch nicht. Sie war ein süßes Ding, zierlich, mit Haaren auf den Zähnen und wie für diesen Job gemacht.

Das Gebäude selbst stammte aus den Sechzigern. Über Jahrzehnte hinweg wurde es von wechselnden Besitzern vernachlässigt, die an der Substanz nichts verändert hatten, deswegen war auch der ursprüngliche Charakter erhalten geblieben.

Weißer Holzpaneele, von denen sich die Farbe großflächig ablöste. Die Fensterrahmen zeigten noch ein verblichenes Rot, das ins Braun übergang. Vor der Eingangsfassade, wo einst liebevoll gepflegte Blumenbeete waren, erstreckte sich nun eine trockene,

staubige Fläche, voller Unkraut und Steppenläufer, in denen sich Skorpione tummelten.

Zwei Custom-Bikes standen vor dem Haus geparkt, leicht mit Flugrost überzogen, der Antrieb ölverschmiert. Sie wirkten im ersten Augenblick wie Dekoration. Beim näheren Hinsehen entpuppten sie sich jedoch als Arbeitstiere, die Tausende von Meilen auf der Kette hatten.

Die Dämmerung brach herein. Über dem fernen Panorama der Sierra Nevada trug der Himmel nur noch einen schmalen Streifen Abendrot.

Stotternd erwachte die Neonreklame zum Leben. Die bunte, kitschige Leuchtschrift „Finest Road House“ wirkte altersschwach. Das Wort „Finest“ schaffte es nicht, durchgehend zu strahlen. Begleitet wurde dies von einem leicht verstörenden Brummen, als wehre sich das Wort gegen seine eigene Botschaft.

Hinter der großen, vom Wüstensand blinden Fensterfront war eine Bewegung zu erkennen. Emily räumte hinter der Theke auf.

Im Inneren herrschte grelles, kaltes Licht. Michael kannte das Road House seit Jahren und kehrte immer gerne hier ein, wenn er in der Gegend war. Das Essen war günstig, reichlich und erstaunlich gut, mehr brauchte er nicht. Er arbeitete nur, wenn das Geld knapp wurde, und dann nur so lange, bis es reichte, um weiterzuziehen.

Ihm gegenüber lümmelte Nic, ein Freund und Weggefährte. Der Tisch: ein Chaos, übersät mit klebrigem Geschirr und leeren Pappbechern, verschmiert mit Resten von Ketchup und Fett, und Pommes verstreut über den ganzen Tisch. Beide saßen

schweigend da, übermüdet von der langen Fahrt.

Die stickige Luft, geschwängert vom Geruch nach altem Frittierfett und gebratenem Fleisch, mischte sich mit dem Surren der Neonröhren und drückte schwer aufs Gemüt. Die Erschöpfung war stärker als jede Konversation.

Die Sitzbänke, mit billigem rotem Kunstleder bezogen, waren verschlissen, eingerissen und durchgesessen. Und doch, dachte Michael, würden sie noch gut genug sein, um sich darauf auszustrecken. Er drückte prüfend mit der Hand auf das Polster neben sich und rollte seine Lederjacke zu einem provisorischen Kopfkissen zusammen.

Hinter dem Tresen beobachtete Emily das Geschehen skeptisch. Sie kannte das Spiel und wusste, worauf es hinauslaufen würde. Bevor es so weit kommen konnte, schritt sie ein. Ihr Ton bestimmend.

„Wie wär’s, Jungs, wenn ihr eure Ärsche wieder auf die Straße schwingt? Mein Sohn wird’s euch danken, wenn seine Mutter vielleicht mal pünktlich nach Hause kommt“, sagte sie mit einem Blick, der keine Widerrede duldete.

Michael hob müde und kaum merklich den Zeigefinger, ein stummes Zeichen, um zu signalisieren, dass er verstanden hatte. Es gefiel ihm, wie sie sich durchsetzte. Ihr dominantes Auftreten gemischt mit der zierlichen Erscheinung. Er merkte in diesem Augenblick eine stumme Zuneigung zu ihr, die er aber sofort wieder aus seinem Kopf verdrängte. Sie verdiente etwas Bodenständiges zuverlässiges.

Sie tranken den kalten Rest ihres Kaffees, zerknüllten die Becher

und warfen sie samt ein paar zerknitterten Dollarnoten aufs Tablett. Mühsam standen sie auf und gingen gemächlich, mit schwermütigem Schritt, den man nur mit Cowboystiefeln und schmerzdem Steißbein gehen kann, zur Tür.

Nach Nics drittem Versuch, den Kickstarter durchzutreten, sprang seine Maschine an. Ein dumpfes, stolperndes Grollen, als würde man einen alten Lanz starten, den man zuvor mit einem Bunsenbrenner liebevoll aufgewärmt und gut zugesprochen hatte.

„Wenn du dein Pflichtprogramm bei deiner Mom erledigt hast, weißt du ja, wo du mich findest.“

„Zwei Tage“, entgegnete Michael. „Länger wird’s nicht dauern.“

Auch Michaels Maschine stolperte kurz, bevor sie ihren gewohnten Rhythmus fand.

Gemeinsam fuhren sie noch ein Stück die Straße hinunter. An der nächsten Kreuzung trennten sich ihre Wege. Nic bog ab, Michael fuhr geradeaus weiter, den Bergen entgegen. Sein Rücklicht verschwand in der Dunkelheit, das Röhren seiner Maschine war noch lange zu hören.

Zwischen Nacht und Morgen

Michael war eine Zeit gefahren. Er kannte einen Platz, abgelegen und ruhig, dort, wo die Interstate den Truckee River überspannte, perfekt für ein paar Stunden Schlaf. Er verließ den Highway weit hinter der Stadt, steuerte die Maschine durch ein dunkles Industriegebiet und folgte schließlich den unbefestigten Feldwegen querfeldein, bis das Rauschen des Flusses das

Dröhnen der Zivilisation verschluckte.

Er stellte die Maschine ab, zog die schweren Stiefel von den Füßen und rollte seine Isomatte im Staub aus. Eingewickelt in seine Lederjacke, den alten, bunten Mexiko-Poncho bis übers Kinn gezogen, legte er sich zurück. Der Himmel über ihm war von einer klaren, bodenlosen Schwärze, die Sterne wie ausgestanzt. Es würde eine verdammt kalte Nacht werden. Das ferne, monotone Summen der Interstate war der letzte Gruß einer funktionierenden Welt, die da draußen ohne ihn weiterlief.

Obwohl er todmüde war, kam der Schlaf nicht. Die Dunkelheit brachte die Gedanken. Erinnerungen an seine Jugend krochen hoch, die er größtenteils hier verbracht hatte, in einer Gegend, die eigentlich nur von Ruhesuchenden und Rentnern besiedelt war. Als sein Bruder John damals zum Militär ging, war die gähnende Trostlosigkeit des Tals vollends über ihm zusammengeschlagen. Michael hatte sich ein billiges Motorrad gekauft, einen kurzen Abschiedsbrief auf dem Küchentisch hinterlassen und war abgehauen. Knapp fünfhundert Dollar in der Tasche und zwei Satteltaschen voll mit allem, was er besaß. Nur so hatte er den Absprung geschafft. Er wusste genau, was er seiner Mutter mit dieser Flucht antat, und gerade deshalb hatte er es heimlich getan. Damals hatte er sich geschworen, erst dann wieder aufzutauchen, wenn sich die Gemüter wieder beruhigt hatten.

Als der Morgen dämmerte, riss ihn das ferne, klagende Heulen von Kojoten aus der Traumlosigkeit. Michael öffnete langsam die Augen. Keine Menschenseele weit und breit. Nur das karge Nevada-Land, das sich im ersten, weichen Licht der aufgehenden

Sonne in staubiges Gold färbte. Er bewegte sich bewusst nur in Zeitlupe. Wer im Freien schlief, lernte schnell, dass man am Morgen keine hastigen Bewegungen machte, man wusste nie, welcher ungebetene Gast auf der Suche nach Körperwärme unter die Decke gekrochen war und jetzt allergisch auf Hektik reagieren könnte.

Zwischen Grashalmen und Disteln hing leichter Bodennebel. Das verdorrte Gestrüpp war übersät von Tautropfen, die im Gegenlicht wie geschliffene Kristalle funkelten. Die Luft schmeckte eisig und sauber.

Er setzte sich auf und rieb sich den Schlaf aus dem Gesicht. Der erste, drängende Gedanke galt einem Bad. So, wie er nach Meilen von Asphalt und Schweiß roch, konnte er seiner Mutter unmöglich unter die Augen treten. Sie war empfindlich, was solche Dinge anging.

Der Truckee River lag nur wenige Meter entfernt, träge, tiefgrün und verdammt kalt. Allein der Anblick des Wassers verriet, dass es keine gute Idee war. Zögernd stand er auf. Die Nacht hatte das Blut in seinen Adern gefühlt gefrieren lassen, und die junge Morgensonne schaffte es noch nicht, die Kälte aus seinen Knochen zu vertreiben. Er zog sich aus, stand einen Moment nackt in der Einsamkeit und atmete die frostige Luft tief in die Lunge. Dann sprang er mit einem unterdrückten Fluchen kopfüber in den Fluss.

Der Schock traf ihn wie ein Vorschlaghammer. Das eiskalte Wasser raubte ihm augenblicklich den Atem, die Lungen krampften sich zusammen. Als er prustend wieder auftauchte, strich er sich das Wasser aus dem Gesicht, fluchte leise vor sich

hin schwamm ans Ufer und wusch sich mit schnellen, energischen Bewegungen, um den Kreislauf in Schwung zu bringen. Zum Schluss wrang er die nassen Haare aus und band sie im Nacken wieder stramm zu einem Pferdeschwanz zusammen und zog sich an.

Sorgfältig verstaute er seine Sachen in den Satteltaschen, jeder Handgriff saß, reine Routine nach den Jahren auf der Straße. Zuletzt zog er die Lederjacke an, schwang sich auf die Maschine und lenkte das Bike zurück auf die Interstate.

Noch fünfzig Meilen bis Verdi-Mogul,

dieser sterilen Ansiedlung hinter Reno, am Fuß der Sierra Nevada. Seine Eltern lebten seit über zwanzig Jahren dort oben, in einem der besseren Häuser mit unverstelltem Blick auf die Berggipfel. Die Grundstücke waren eng aneinandergereiht, ein Albtraum aus erzwungener Nachbarschaftspflege und sozialer Kontrolle.

Sein Vater war nach seiner Pensionierung aus Sacramento hierhergezogen. Ursprünglich war die Ecke ein Zufluchtsort für Aussteiger gewesen, bis die Immobilienmakler das Potenzial gewittert hatten. Sie hatten die raue Natur in einen exklusiven Altersruhesitz umdeklariert und die Parzellen teuer verscherbelt.

Michael gab Gas, noch fünfzig Meilen bis Verdi Mogul. Die Straße war frei. Sein Schatten, der vor ihm herjagte, streckte sich lang und dunkel über den Asphalt. Er verführte zum Wedeln, Michael genoss den Rhythmus der Bewegung. Noch eine Stunde, dann war er da, an dem Ort, der einmal sein Zuhause war.

Er verließ den Highway, bog in die von Bäumen gesäumten Alleen der Vorstadt ein. Alles wirkte sauber, geordnet, künstlich begrünt. Der Weg führte ihn unweigerlich nach oben, vorbei an dem Park, in dem er als Jugendlicher sein Mountainbike durch das Unterholz gejagt hatte.

Verdi-Mogul

kroch langsam aus den Federn, als Michael in die Straße zu seinen Eltern einbog. Die Sonne warf bereits scharfe Schatten über die penibel getrimmten Rasenflächen und die fast schon beleidigend sauberen Auffahrten. Jedes Haus hier glich dem anderen, zwei Etagen, Doppelgarage, eine Veranda, die niemand nutzte, und Büsche, wie mit einer Schablone gestutzt. Ein amerikanische Traum im Miniaturformat.

Michael schaltete den Motor ab, ein innerlicher Zwang der sich automatisch einstellte um die Nachbarn nicht zu stören, seiner Mutter zuliebe. Er ließ die Maschine das letzte Stück rollen, die Auffahrt hoch, bis vor die Garage. Einen Moment blieb er auf seiner Maschine sitzen. Das Vibrieren des Motors saß ihm noch in den Knochen und brauchte noch einen Moment, um abzuklingen.

Über der Haustür klimperte immer noch das alte Windspiel in der leichten Morgenluft, ein billiges Ding aus Metall und buntem Glas. Dazu mischte sich das leise, helle Knistern der abkühlenden Auspuffrohre.

Alles an diesem Haus tat so, als sei nie etwas gewesen. Die Auffahrt sauber, die Fenster blank, die Veranda frisch gestrichen. Kein Werkzeug, kein alter Reifen, kein Ölfleck. Nichts, was nach

Leben aussah. Nur Ordnung. Diese verdammte Ordnung, gegen die er sich sein halbes Leben lang gestemmt hatte.

Er nahm den Helm ab, wischte sich den Schweiß von der Stirn und fuhr sich durch das feuchte Haar. Er passte immer noch nicht hierher und hatte es wahrscheinlich nie.

Sein Bruder hätte seinen Wagen ordentlich geparkt, wäre einfach durch die Tür gegangen, hätte ein knappes „Morgen“ in den Raum geworfen und sich erwartend an den Tisch gesetzt.

Michael dagegen blieb erst einmal auf seiner Maschine sitzen, als bräuchte er eine Erlaubnis. Dabei war es auch sein Elternhaus.

Hinter dieser Tür warteten immer die gleichen, alten Sätze, die jedes Mal auf den Tisch kamen, sobald er auftauchte. Die Erinnerung kam automatisch, er hörte sie, bevor überhaupt jemand den Mund aufmachte, alleine dadurch, das er nur das Haus ansah.

Na, Michael. Immer noch unterwegs? Hast du jetzt endlich was Festes? Du kannst nicht ewig so weitermachen.

Er presste die Lippen zusammen. Frei zu sein, dachte er bitter, hatte von außen betrachtet immer besser ausgesehen. Die Frage, ob er in Wahrheit nicht einfach nur weggelaufen war, hatte er sich nie gestellt.

Nur seine Mutter war da anders. Ihre Liebe stellte keine Bedingungen, sie forderte kein braves Benehmen. Sie war einfach da, so selbstverständlich wie der morgendliche Kaffee auf dem Küchentisch. Und genau das machte es so schwer. Er nahm alles in Kauf, nur um seiner Mutter eine Freude zu bereiten.

Er atmete tief ein, griff nach den Satteltaschen und zwang sich

von der Maschine. Die drei Stufen zur Veranda nahm er langsam. Die Tür war wie immer unverschlossen. Er klopfte trotzdem.

Drinne roch es nach Kaffee, frischen Backwaren und einem Hauch von Lavendel. Auf dem Tisch stand eine Geburtstagstorte, liebevoll mit Sahne und Beeren verziert. Daneben steckte eine Glückwunschkarte in einer Vase mit Lilien. Die vertraute Wärme des Raumes legte sich beruhigend auf seine Nerven. Auf der Arbeitsplatte lag ein Zettel.

„Michael, der Kaffee ist frisch, bedien dich und schneid den Kuchen an. Deine Mom.“

Ein flüchtiges Lächeln huschte über sein Gesicht. Er warf die schwere Jacke in die Ecke, kickte die Satteltaschen mit dem Fuß hinterher und goss sich eine Tasse ein. Der erste Schluck brannte angenehm im Hals. Ein willkommener Gruß. Er lümmelte sich auf den vertrauten Küchenstuhl kippte ihn nach hinten und starrte auf das gerahmte Foto an der Wand. Seine Eltern, jung und lachend, mit der Sierra Nevada im Hintergrund. Damals, als alles noch einfacher gewesen war und sie beschlossen hatten, dieses Haus zu kaufen.

Kurz darauf kam seine Mutter mit einem Tablett in die Küche. Sie lächelte ihn an und stellte es wortlos ab. Sie wirkte kleiner, dünner, als er sie in Erinnerung hatte. Aber ihre Augen besaßen noch immer dieselbe Schärfe.

„Du bist echt gekommen“, sagte sie erfreut, trat an ihn heran und küsste ihn auf die Wange. „Ich hatte schon Bange, du überlegst es dir im letzten Moment anders.“

„Ich hab’s dir doch versprochen, Mom“, erwiderte Michael und

bemühte sich um einen lockeren Ton.

Sie nickte leicht. „Dein Dad schläft noch. Die Nächte sind im Moment nicht so gut für ihn.“

„Geht es ihm schlechter?“

„Er hat Schmerzen“, sagte sie und Erinnerungen, die ihn nicht schlafen lassen.“

Für einen Moment entstand eine drückende Stille zwischen ihnen. Kein Vorwurf lag darin, nur eine tiefe Müdigkeit, die nichts mit der frühen Uhrzeit zu tun hatte.

Michael blickte aus dem Fenster. Draußen glitzerte die Morgensonne auf den Windschutzscheiben der frisch polierten nachbarlichen Statussymbole. Die Sprinkleranlagen tickten leise im Takt und zeichneten einen kleinen Regenbogen, unter dem die Vögel badeten. Die Welt da draußen wirkte beinahe absurd harmonisch.

„Ich habe Post bekommen“, brach seine Mutter schließlich das Schweigen. Ihre Stimme klang nun fester. „Aus Deutschland. Von einer Freundin deiner Oma.“

„Annemarie?“, fragte Michael.

Sie nickte. „Sie ist tot. Schon seit über einem Monat. Die Nachricht hat uns erst jetzt erreicht, weil die Adresse falsch war.“

Michael schwieg. Seine Großmutter war für ihn nie mehr als ein fernes Echo gewesen. Ein Schatten in den Erzählungen seines Vaters, der sie ab und zu mal erwähnte.

„Sie hat ein Päckchen geschickt, mit persönlichen Dingen“, fuhr

seine Mutter fort. „Briefe, Fotos und die Adresse des Gemeindeamts.“

„Was für Briefe?“

„Einige waren an deinen Dad gerichtet. Und auch an dich. Aber sie hat sie nie abgeschickt. Ich habe sie gelesen... oder es zumindest versucht. Ein paar sind in dieser alten, deutschen Schrift verfasst.“

Michael runzelte die Stirn. „Was steht drin?“

Sie ging zum alten Buffet, zog die oberste Schublade auf und holte einen vergilbten Umschlag heraus. „Lies selbst“, sagte sie leise und reichte ihm den brüchigen Umschlag.

Vorsichtig öffnete Michael das Kuvert. Die Handschrift war alt, krakelig und schwer zu entziffern. Dennoch las er weiter, Zeile für Zeile, während ihm eine Gänsehaut über die Arme kroch. „Ein wertvolles Gemälde? Versteckt hinter einem anderen Bild?“ Er blickte auf.

„Ich wusste nichts davon. Wirklich nicht“, sagte sie leise. „Ob dein Dad es weiß? Keine Ahnung. Wenn man ihn fragt, blockt er ab. Es liegt auch ein Foto bei. Dein Großvater und Anne auf dem Sofa, direkt vor dem Bild.“

Michael legte den Brief zurück auf die Tischplatte. Seine Gedanken überschlugen sich. „Wir müssen mit Dad reden.“

„Nicht heute“, entgegnete sie hastig. „Ich habe Geburtstag.“

Eine halbe Stunde später war von oben das vertraute, leise Knarzen der Dielen zu hören. Die Schritte seines Vaters waren langsam und schwer. Michael saß noch immer am Tisch, die

zweite Tasse Kaffee in der Hand, der Brief lag offen vor ihm. Seine Mutter räumte hastig das Geschirr zusammen und verließ die Küche, noch bevor ihr Mann die unterste Stufe der Treppe erreicht hatte. Ein wortloser Rückzug. Sie wusste, dass dieses Gespräch unvermeidlich war, aber sie wollte kein Teil davon sein.

Alfred Seifert trat ins helle Licht der Küche. Sein Gesicht wirkte eingefallen und schmal, die Schultern hingen nach vorne. Dennoch versuchte er Haltung zu bewahren, der eiserne Rest eines alten Stolzes. Seine Augen waren wacher, als es sein schleppender Gang vermuten ließ.

„Michael“, sagte er, kaum mehr als ein Hauch.

„Morgen, Dad.“ Michael stand sofort auf, bereit zuzupacken, falls er den Halt verlor.

Sein Vater stützte sich schwer mit einer Hand auf der Tischplatte ab und ließ sich mit einem dumpfen Stöhnen auf den Stuhl sinken. Sein Blick wanderte augenblicklich zu dem Brief.

„Du hast ihn gelesen?“, fragte er.

Michael nickte nur.

„Sie ist ganz allein gestorben. Vor vier Wochen“, sagte Alfred.

„Sie wollte uns wahrscheinlich nicht zur Last fallen“, erwiderte Michael leise.

Wieder folgte dieses stumme, drückende Schweigen. Dann nickte der Vater kaum merklich.

„Vieles von der Schrift ist kaum zu entziffern“, sagte Michael.
„Aber ich denke, ich habe verstanden, worum es geht. Das

Gemälde, Dad. Sie hat es hinter einem alten Bild versteckt. Es gehörte einer Familie Rosenstern.“

Alfred schloss die Augen. Der Name allein schien ihm körperliches Unbehagen zu bereiten.

„Du kanntest sie, oder?“, bohrte Michael vorsichtig nach.

„Elisabeth Rosenstern? Nein.“ Alfred öffnete die Augen wieder. Der Blick, den er auf seinen Sohn richtete, war durchdringend, aber seltsam distanziert, wie durch das Fenster einer ganz anderen Zeit.

„Mein Vater kannte sie. Als das alles passierte, war ich noch gar nicht auf der Welt. Sie waren Nachbarn, hatten einen Hopfenhandel bei uns in der Stadt, schon in der dritten Generation. Der alte Rosenstern starb und der Sohn übernahm das Geschäft. Er kam ursprünglich aus der Gegend um Wolfratshausen, das liegt südlich von München, er brachte seine Tochter Elisabeth mit. Das muss in den Zwanzigern gewesen sein. Ein hübsches Ding, hat meine Mutter erzählt. Mein Vater hatte sich Hals über Kopf in sie verliebt.“

Alfred legte eine Pause ein, sein Atem ging flach.

„Meine Mutter hat mir das damals natürlich nicht freiwillig erzählt. Ich habe als Junge auf dem Dachboden in alten Kisten herumgewühlt und ein Tagebuch gefunden. Es stammte von Elisabeth. Auf der letzten Seite stand eine Widmung an meinen Vater. Sie muss es ihm zum Abschied geschenkt haben, als sie ende der Zwanziger nach Amerika ging.“ Alfred schüttelte den Kopf. „Ich war damals fünfzehn, für mich war das bloß Kitsch. Ich habe beim Lesen darüber gelacht. Erst viel später begriff ich, wie

viel Schmerz in diesen Zeilen steckte.“

„Du hast nie ein Wort darüber verloren“, sagte Michael und fixierte ihn. „Warum hat deine Mutter das Tagebuch überhaupt aufgehoben?“

Es war ein Zeitdokument, hätte dein Urgroßvater es nicht geschafft die Beiden auseinander zu bringen, wärst du heute gar nicht auf der Welt.

„Nach der Reichspogromnacht war Herr Rosenstern von einem Tag auf den anderen verschwunden. Er tauchte nie wieder auf. Kurz darauf zog ein SA-Bonze in das Haus. Das Bild muss also schon vorher in Sicherheit gebracht worden sein. Ich werde den Gedanken nicht los, dass mein Vater es im Auftrag von Herrn Rosenstern versteckt hat. Er hatte Wilhelm gern. Er hat ihn wie einen Sohn behandelt.“

„Und was machen wir jetzt?“, fragte Michael.

„Jetzt...“, begann der Vater, lehnte den Kopf zurück und schloss die Augen. „Jetzt musst du entscheiden, was du mit dieser Information anfängst.“

Im Raum stand eine beklemmende Stille.

„John kommt morgen“, sagte Michael schließlich und brach das Schweigen. „Wir fliegen rüber. Nach Deutschland.“

Alfred öffnete langsam die Augen. Ein schwaches, beinahe unsichtbares Lächeln stahl sich auf seine Lippen. „Dann bringt es zurück. Oder bringt es dorthin, wo es hingehört.“

Auf dem Trödelmarkt

Jon hielt sich an einem Gestell mit Altkleider fest. Der Griff brachte keinen Halt, er rutschte nach unten. Blut verschmierte das Chrom und zeichnet eine Struktur wie Baumrinde. Er kniete davor und versuchte aufzustehen. »Kann ich Ihnen helfen?« Die Stimme drang ein sein Ohr, weit weg. Jon hob den Kopf, Schweiß floss über seine Stirn ins Auge, alles verschwamm und brannte.

Stimmen strömten an ihm vorbei wie Wasser eines Gebirgsbaches. Mütter zogen ihre Kinder an sich, schauten angewidert manche sahen ihn zu spät und erschraken.

»Was ist passiert Jon?« Die letzten Worte seines Bruders hallten in seinem Kopf, wie ein Echo nach. Es ging alles so schnell, wo kamen all die Waffen her.

Marktgeräusche. Ein Samstag wie jeder andere. Nur sein Körper wusste, dass heute nichts wie immer war. Er stolperte weiter. Das rechte Knie weich, sein Schenkel brannte. In seinem Ohr pochte es, als würde jemand mit dem Finger gegen sein Trommelfell tippen. Jon blinzelte. Vor ihm ein Stand mit Silberbesteck, gereiht wie Zinnsoldaten. Gabeln, Löffel, Messer. Die Welt war plötzlich scharfgestellt, jeder Lichtreflex zu hell, jede Kante zu scharf. Er suche nach einem Bild. Nicht diese Dinge, was ihn hergeführt hatte, eine Wiese. ein Himmel. Kühe im Vordergrund. Ein altes unbedeutendes Bild, das einen Schatz verbirgt.

Ein Kind rannte an ihm vorbei, stieß ihn mit der Schulter.

»Entschuldigung«, piepste es.

Jons Atem stockte. Er hielt die Stelle an seinem Schenkel Warm. Nass. Nicht hinschauen. Nicht jetzt. Weiter.

Ein Flashback, ohne Vorwarnung:

Sostins Laden.

Michael, der beschwichtigend »Ganz ruhig« sagte und die Hände hob.

Sostins Finger, die zitterten und doch den Abzug fanden. Ein Schlag, als hätte ihm jemand mit einem Brett auf den Schenkel geschlagen. John blieb die Luft weg.

John zwang die Szene aus seinem Kopf. Weiter. Links Porzellan aus der Nachkriegszeit, bemalte Teller mit Ranken. Rechts ein Stapel Bilderrahmen. Jemand feilschte. Worte fielen, prallten ab.

»... Original? Ach was, Druck.«

»Schauen Sie doch, signiert! Da!«

»Dreißig und nicht mehr.«

Jon sah das Schild. Ein Stück Stoff, weiß und rot, mit Kaffeeleck, an eine Zeltplane geklammert. MALEREI / GRAFIK / SOSTIN. Darunter zwei Tische, ein Ständer, zwei Kunden. Ein Mann in Steppjacke, eine Frau mit geflochtenem Zopf. Sie hielt etwas mit beiden Händen.

Er wusste es, bevor er es wirklich erkannte.

Die Kanten waren vertraut. Nicht die des Rahmens. Die des Motivs.

Eine Alm. Ein paar Bäume, zu dunkel am Rand. Himmel, der nach Regen aussah, obwohl Sonne darauf fiel. Vorn zwei Kühe, eine mit gesenktem Kopf, als würde sie grasen, die andere zum Betrachter gewandt. Ein Weg, kaum mehr als ein Strich, der nach rechts aus dem Bild kippte und in Farbe. Alles was er sich eingepägt hatte, um keinen Fehler zu machen. Landschaften, Beobachtung, lebenswichtig in Afghanistan.

Sein Herz rutschte in den Bauch.

Da war es.

Er blieb stehen. Zu plötzlich. Die Muskeln verloren den Halt, das Knie knickte. Er fing sich am Tisch nebenan, griff in einen Haufen Schallplatten. Vinyl rutschte, ein Händler schimpfte. Jon hob die Hand, entschuldigend, ohne aufzusehen.

Das Pochen in seinem Ohr wurde lauter. Nicht jetzt. Du bist da. Du siehst es.

Er trat näher. Der Mann in der Steppjacke lächelte die Frau an, etwas zwischen Stolz und Unsicherheit. »Ich find' es hat was. Alt, aber nicht muffig.«

Die Frau hielt den Rahmen schräg gegen das Licht. »Die Kühe sind gut. Der Himmel nicht. Aber irgendwie – schön.« Sie drehte das Bild, suchte die Signatur. »Hier. Siehst du?«

Jon öffnete den Mund, schloss ihn wieder. Seine Zunge schmeckte Eisen.

Flashback: Sostins Laden

Michael, der fällt, als hätte ihm jemand die Beine weggezogen.

Ein Glas, das vom Schreibtisch segelte und an der Wand zerbarst.

Sostins Gesicht, viel zu nah, die Augen aufgerissen, nicht böse, nur leer.

John's eigene Hand, die sich nach der Waffe streckte, als wäre sie ein Griff an einer U-Bahn-Tür, ein Schuss löste sich, fast Zeitgleich das rattern einer Maschinenpistole aus dem Flur. Dann nur noch weißer Staub, den man nicht atmen konnte.

»Alles in Ordnung?«

Jemand stand vor ihm, ein Händler mit leuchtend blauem Schal.

Er trug diese offene Freundlichkeit, die nichts riskierte. John nickte zu schnell. »Ja.« Das Wort blieb ihm im Hals stecken.

Er hob die Hand, zeigte auf das Bild im Arm der Frau.

»Darf ich ... kurz ... sehen?« fast andächtig.

Die Frau sah ihn an, abschätzend. Ihr Blick blieb an seiner Hose hängen, da, wo der Stoff dunkler war. Sie verzog den Mund, nicht angewidert, eher alarmiert.

»Geht's Ihnen gut?«

»Ja.« Wieder dieses falsche Ja. Er zwang die Wangen zu einem Lächeln, das er nicht fühlte. »Nur ... Kreislauf.« Sagte er. Der Mann mit der Steppjacke drehte das Bild ein Stück, nicht abwehrend, nur schützend. »Wir haben's grad gekauft. Tut mir leid.«

Jon trat noch einen Schritt vor. Seine Beine machten es nicht gern. Er streckte die Finger aus, als könnte er die Farbe fühlen, den Firnis, der hier und da matt war. Er sah den Himmel. Nicht den blassen Ton, den jeder malerisch nennt. Den Temperaturwechsel. Die kalte Schicht unter der warmen. Der Maler hatte gewusst, wie schnell Licht kippt. Die Frau spürte seinen schätzenden Blick.

»Sie kennen sich aus?«, fragte Sie. Nicht misstrauisch. Neugierig. Er schüttelte den Kopf, lachte heiser. »Ein bisschen.« Seine Finger berührten den unteren Rahmen. Nur einen Hauch. Holz, abgewetzt, sauber poliert. Er spürte die feine Rille entlang der Kante. Er wusste, was dort eingelassen war. Ein alter Galeristenstempel, halb abgeschliffen. Er hatte ihn in einem der Briefe gesehen. Zwei Buchstaben. R und S. Rosenstern. Die Luft wurde schwer. Er atmete ein, zu flach, zu wenig.

»Entschuldigen Sie«, sagte er, und die Stimme klang nicht nach ihm. »Darf ich ... einen Moment ...«

Die Frau sah zu ihrem Begleiter. Der Mann zuckte mit den

Schultern. »Meinetwegen ...«

Sie hielten das Bild nicht hin. Sie hielten es nur fester. Ein Schatten fiel über die kleine Gruppe. Ein Polizist ging am Rand des Standes vorbei, ohne sie anzusehen.

Ein Funkgerät knisterte.

»Wollen Sie sich setzen?« Die Frau klang jetzt fest, beinahe fürsorglich.

»Gleich«, sagte Jon. Das Wort war leer. Er meinte etwas anderes. Gleich ist es vorbei. Er sah wieder auf das Bild. Etwas in ihm ruhte. Nur für einen Atemzug. Nicht das Motiv. Die Geste. Ein Leben lang hatte er nicht verstanden, warum sein Vater schwieg, wenn die Rede auf das Land der Großeltern kam. Warum seine Großmutter in ihren Briefen so oft von Wetter schrieb, nicht von Menschen.

Jetzt lag die Antwort nicht in einem Satz. Sie lag dort oben in einem Himmel, der kalt und warm zugleich war.

Er hob die Hand. Nicht um zu nehmen. Um zu grüßen.

Um zu sagen es ist soweit.

Das Pochen im Ohr kletterte in den Schädel, suchte nach einem Ausweg. Eine zweite Tür öffnete sich. Alfreds Stimme, am Telefon, abends. Der Ton, den man annimmt, wenn man einem Sohn etwas Schweres sagt.

»Bring's heim.«

»Ich weiß nicht, ob ich?«

»Versprich's mir.«

»Ich versprech's.«

»Sie bluten«, sagte die Frau mit dem Bild. Ihre Augen groß auf die Schuhe gerichtet, die in einer Blutlache standen.

Sie nahm ein Papiertaschentuch aus der Tasche, reichte es ihm, ohne näher zu kommen. Reflex und Distanz in einer Bewegung.

Jon nahm es, presste es auf die Wunde. Das Tuch wurde in Sekunden warm und Dunkelrot.

»Wir rufen einen Arzt«, sagte der Mann. Die Freundlichkeit war

dahin. Jetzt war da dieser ernste Ton, der mehr sagte als alle Sätze vorher. Jon humpelte einen Schritt näher.

»Bitte«, sagte er, und er wusste nicht, zu wem er sprach. Zur Frau. Zum Bild. Zu jemandem, der nicht mehr da war.

Seine Finger streiften den Rahmen. Holz. Kalt. Echt. Keine Kopie. Kein Märchen. Er spürte, wie er allmählich den Halt verlor. Er kippte nicht. Er sank. Langsam, wie jemand, der im Wasser den Boden sucht. Sein Knie traf das Pflaster. Er hörte Sirenen in der Ferne.

Die Welt zog die Farben zurück. Erst das Rot. Dann das Blau. Dann die Wärme.

Er sah das Bild, noch einmal groß. Nicht den Rahmen, nicht die Finger der Frau, die es festhielten. Er sah die Wiese. Er sah, dass der Weg im Bild erst rechts abbog und dann wieder nach links, ganz knapp, kurz vorm Rand. Dinge die er sich eingepägt hatte, um keinen Fehler zu begehen.

Er lächelte, weil es eine Dummheit war, jetzt zu lächeln.

»Hilfe!«, rief jemand. »Hallo? Hallo!«

Schritte, die näherkamen. Stimmen, die hektisch wurden.

»Machen Sie Platz!«

»Atmet er?«

»Weg da!«

Jon streckte die Hand. Nicht weit. Ein paar Zentimeter nur. Seine Finger lagen unter der unteren Kante des Rahmens, als hätte man ihm ein Brett gereicht.

Er hätte den Namen sagen können. Rosenstern.

Er hätte »Verzeihung« sagen können.

Er sagte nichts.

Die Frau beugte sich vor. Ihr Zopf fiel über ihre Schulter. Sie hielt das Bild noch immer fest, als fürchte sie, jemand könnte es ihr nehmen.

Jons Hand blieb liegen, wo sie lag. Ein Wind wehte über den Platz, hob Papierfetzen auf, ließ einen Preisschild flattern. Die

Sirenen wurde lauter. Dann sehr laut.

Er dachte an sein Zuhause. Nicht an Worte seines Vaters. An das Geräusch von Schnee auf Blechdächern in Nevada, wenn die Sonne ihn mittags löste und er donnernd auf den Boden schlug. Das Pochen wurde schwächer. Nicht plötzlich. Es wurde klein und trat aus dem Kopf, wurde leiser, als würde es sich in einem langen Flur verlieren.

Er blickte ein letztes Mal in den Himmel des Bildes. Er war nicht blau. Er war nicht grau. Er war das, was dazwischen liegt, wenn ein Tag kippt und man noch nicht weiß, wie er enden wird.

»Gleich«, dachte er. Er hatte es gefunden und konnte loslassen. Dann schloss er die Augen und fiel er nach hinten.